

Berliner Brief.

Von H. Sildus.

Nachdruck verboten.

Konzert-Anfang. — Rigo. — Reichshof. — Mercier. — Mannstätt. — Grellinger. — Thomas. — Der alte Emil und Shakespeares Sturm. — Nur den Schmuckbart. — Thomas als Dichter.

Neulich hatte ich Gelegenheit, sehr eifrig die Berliner Zeitungen zu studieren; ich gelangte dabei unversehens auf die sogenannte Theaterseite, d. h. auf jene Annoncen-seite, auf welcher die Vergnügungen angekündigt sind. Erst die Theater, dann die Zirkusse usw. und — das ist es ja eben! Verstreut, hier und dort, fand ich bereits eine Konzertankündigung. Selbstverständlich keine von den üppig-überladenen Gartenkonzerten, denn die merkwürdige Septemberfäule hat die Garten-Orchester allgemein mit fallendem Laub eingebettet; nein — es handelt sich bereits um die sogenannten künstlerischen Konzerte, in denen oft so unendlich viel Unkünstlerisches geboten wird. Singakademie, Beethovenfestaal, Beethovenfestaal, Saal der Hochschule usw., sie sind alle schon belegt von Pianisten und -istinnen, von Geigern und -gerinnen und von feinfertigen und feinfertigen Sangesbrüdern und -schwwestern. Wie man im Sommer sagt: „Der Garten ist eröffnet“, so kann man jetzt sagen: „Die Konzertsaison hat begonnen.“ Da fällt mein Blick auf ein Inserat des Reichshof-Hotels, welches den Beginn der Konzertsaison ankündigt mit dem schönen Rigo. „Als die blutigen Wipe, die seinerzeit auf Rigo und die Prinzessin Chimay gemacht worden sind, kann ich mir verkneifen; ich habe auch gar nicht Lust zu scherzen; ernst tadeln möchte ich nur, daß eine Persönlichkeit, wie der Primas Rigo, als ernstgenommener Geigenkünstler angekündigt wird. Er spielt sehr schön, sehr gut, sehr feurig, aber Konzerte im Sinne echten Kunstcharakters gibt er nicht. Die ganze Veranstaltung ist eine Spekulation, und wenn die Spekulation geglückt ist, sollen die Veranstalter zufrieden sein.“

Mit der Kunst und den Künstlern haben wir uns in dieser Woche wieder reichlich beschäftigt; leider in betrüblicher Weise. Drei Todesfälle, die auf das Theater hinweisen, haben die journalistische Welt in Bewegung gesetzt. Alle drei Ereignisse kamen ziemlich unverhofft. In Steglitz bei Berlin wohnte seit Jahren in stiller Bescheidenheit der weithin in Deutschland bekannte Posaunist Wilhelm Mannstätt. Stadstrompeter und Walzerkönig, tolle Nacht und wilde Sache und wie sie alle heißen mögen, haben ihren Vater verloren. Es ist merkwürdig, wie oft es zu konstatieren ist, daß ein Mann, der so viele Jahre macht, lang- und klanglos zu Grabe getragen wird. Man braucht ja nicht immer gleich auf die Beteiligung „weiterer Kreise“ zu rechnen, aber so karglich, wie bei Mannstätt, braucht es nicht zuzugehen. Wo waren sie alle, die Freunde! Nicht etwa, daß Mannstätt helfender Freunde benötigt hätte, er hat nie jemanden in Anspruch genommen, denn seine lustige Feder war ertragreich, nein, diejenigen, die ihm zu danken haben, die fehlten. Weniger tadelnswert war es bei der Trauerfeier für Ludwig Grellinger. Wer einigermaßen mit dem Theater und seinem Drum und Dran vertraut ist, wird zugeben müssen, daß mit Grellinger eine sehr markante und bekannte Persönlichkeit gestorben ist. Grellinger war ehemals Schauspieler, was er aber in der Blütezeit seiner geschäftlichen Tätigkeit war, ein ganz genialer Impresario, das hat man leider in den mannigfachen Nekrologen nicht erwähnt. Er war es, der die Ensemblestücke der größten und namhaftesten Künstler zustande brachte. Als Grellinger sein Bureau noch unter den Linden hatte, galt ein Zimmer dieser Tatsache; d. h. unendlich viele Bilder zeugten von der oft hochinteressanten Künstlervereinigung. Grellinger ist in seinem Wirken alt geworden. Nur ein ewig jugendlicher Nachtschwärmer blieb er bis an sein Ende. Der Klub der Sammetbrüder in der Villenerbierfröhen Gasse, hatte in ihm das getreueste Mitglied. Grellinger war immer da, und wenn er stundenlang allein im Klubzimmer saß, er war der ewig ruhende Pol.

Und wenn ich von Nachtschwärmern spreche, dann taucht die nie zu vergessende Gestalt von Emil Thomas vor mir auf. Wir haben ihn draußen in Westend zur letzten Ruhe gebettet, aber die Erinnerung an ihn wird noch lange wach bleiben. Ich brauche hier nicht erst zu sagen, was Emil Thomas gewesen ist; mehr als irgend etwas Anderes gehört Thomas in einen Berliner Brief hinein, denn er hing an Berlin mit allen Fasern; er war ein absolut Berliner Komiker. Aber hier will ich keine Würdigung des Künstlers niedererschreiben; ich will nur bekennen, daß ich seit dem Jahre 1888 in permanenter enger Fühlung mit ihm geblieben bin. Sei es künstlerisch oder geschäftlich, ich hatte wohl fast jeden Tag mit dem „alten Emil“ zu tun. Als ich mir meine ersten dramaturgischen Spuren verdienen wollte, kam ich zu Emil Thomas, weil ich für die Post etwas übrig hatte. Als ob er mich gleich auf den Boden lassen wollte, hub er an: „Run, sagen Sie mir, mein Lieber, wie würden Sie den „Sturm“ inszenieren?“ Thomas über Shakespeare, Thomas den Galtban memorierend! Daß Thomas selbst viel geschäftsklekt hat, ist schon erwähnt worden, daß er aber auch „geheißet“ hat, dürfte weniger bekannt sein. Ich habe einmal eine Festzeitung zu einem seiner Bühnenbälle herausgegeben, zu welcher er ebenfalls einen Beitrag spendete. Dieses nur von mir gedruckte Gedicht lautet:

Lebende Karten!

Den Karten gleich sind alle Frauengimmer.
So glatt, so bunt, und oft so fein gemalt;
Vom Rücken aus, da gleichen sie sich immer,
Nur das Gesicht allein stets anders strahlt.
Bei Frauen und bei Karten nicht Bestand gar nie,
Nur die Figur entscheidet die Partie.

Die Frau spielt aus nach Wohlgefallen,
Die gute Frau, sie macht allem „A tout“,
Der Mann jedoch, man merkt's bei allen,
Der gute Mann gibt bloß stets zu.
Und inbittiert der Mann auf einmal „Coeur“,
So trifft sich's oft, sie hat kein's mehr!

In Lieb' und Eh' und allen Lebensarten,
Sie gleicht dem Kartenspiele ganz und gar,
Der Zufall mischt, das Schicksal gibt die Karten,
Die Hoffnung reicht die Karten dar.
Dem Glücklichen ein jedes Spiel gerät,
Wer Unglück hat — ist immerdar — „la bête“!

Man sieht, Thomas hat sich viel mit der Weiblichkeit beschäftigt, ein resignierendes Zeugnis ist das vorstehende Gedicht. Nun haben ihn Tausende von der holden Weiblichkeit zur letzten Ruhe geleitet; Frauen aller Schattierungen, sie haben ihn alle geliebt, er — — viele!



Automobilunglück. Aus Zwickau, 23. September, wird uns gemeldet: In der vergangenen Nacht stürzte in der Nähe von Niederhau ein mit fünf Herren besetztes Automobil bei einer Wegbiegung um. Die Insassen wurden herausgeschleudert und das Fahrzeug zertrümmert. Die Kaufleute Franz und Gerber-Zwickau waren sofort tot. Der Sohn des ersten, Realchulabiturient Franz, Bahnhofswirth Klaus und Bahnassistent Schubert, beide aus Zwickau, wurden mehr oder weniger schwer verletzt.

Gerabter Kassenschranz. In Wommersheim bei Alzei wurde in der vorvergangenen Nacht in das dortige Stationsgebäude ein Einbruch verübt. Die Diebe brachen den eingemauerten Kassenschranz auf und raubten den Inhalt. Anscheinend hat man es mit derselben Bande zu thun, die schon seit Monaten in kleine Stationsgebäude eindringt.

Eine patriotische Rede! In einem oberhessischen Dörfchen war vor einigen Tagen Einquartierung, welche einige Tage dauerte. An den Abenden versammelten sich im Herrenstübchen des Dorfwirtshauses der Hauptmann, drei Leutnants, einige Einjährig-Untersoffiziere, das Dorfobhaupt und andere Honoratioren. Am letzten Einquartierungstage saßen die Herren einmütig beieinander, tranken den Abschiedsschoppen und hielten Reden auf Kaiser und Reich, auf das engere Vaterland und auch auf die Gemeindeangehörigen, welchen man eine gute Versorgung der Einquartierten nachrühmte. Schon zu später Stunde sah sich der Bürgermeister veranlaßt, ebenfalls eine Rede zu schwängen und erlos sich zum Toast die Tüchtigkeit des Meeres, wobei er u. a. sagte: „Unsere Deere haben 1870–71 bewiesen, was sie können. Sie werden auch weiter imstande sein, große Schlachten zu schlagen denn — vor uns Deutschen fürchtet sich Gott und sonst niemand in der Welt!“

Ein fürstlicher Virtuose. Bei dem vom 1. bis 3. Oktober in Leipzig stattfindenden zweiten Bach-Fest wird, dem Programm nach, unter den Instrumentalmusikern auch „Herr Alexander Friedrich von Hesse“ als Orgelspieler mitwirken. Es ist kaum allgemein bekannt, so schreiben die „Münch. N. N.“, daß sich hinter diesem unscheinbaren Namen ein deutscher Fürst aus regierendem Hause verbirgt, nämlich: der Landgraf Alexander Friedrich von Hessen. Nur sehr selten bringt eine Kunde von diesem jetzt im 24. Lebensjahre stehenden fürstlichen Herrn in die Öffentlichkeit. Er führt, fast gänzlich erblindet, das zurückgezogene Leben eines vornehmen Privatmannes und hat sich hauptsächlich der Beschäftigung mit der Musik zugewandt. Des Sommers auf einem seiner beiden historischen Schlösser, Philippsruhe bei Hanau oder Panter in Holstein, residierend, den größten Theil des Winters in Paris zubringend, veranlaßt er gern einen kleinen Kreis erlesener Gäste, Künstler und Poeten, um sich — aber schon des öfteren hat er seine hohe Meisterschaft auf der Orgel auch in den Dienst der Wohltätigkeit gestellt und an öffentlichen Konzerten theilgenommen, meist ohne daß der Schleier seines Infignitos gelüftet wurde.

Das Ende der Blonden. Ein großes Unheil steht uns bevor. Bald wird es keine blonden Menschen mehr geben. Bedenkenswerth ist und dies ein amerikanischer Anthropologe, der festgestellt zu haben meint, daß die blonden Menschen viel zarter und schwächer sind als die brünetten und daher den Krankheiten und den Unbilden des Lebens viel weniger Widerstand zu leisten vermögen. Doch die Liebenden, die sich in ihren Träumen nach der Schönheit blonder Haare sehnen, mögen sich vorläufig noch trösten, denn das Unheil wird sich erst in 600 Jahren ganz vollzogen haben.

Rigo der Zigeuner. Wir lesen in der „Köln. Stg.“: Es ist ein hübsches Bild, das sich jetzt jeden Abend in einem der vornehmsten Hotels des Berliner Westens, im Reichshof in der Wilhelmstraße bietet. In dem großen Speisesaal, in dem jeder Platz besetzt ist, glänzen die elektrischen Kronleuchter von der Decke, kleine mattglänzende Birnen in prunkvoller Einfassung an den Wänden. Sie werfen ihr Licht auf rothen Sammet, auf das buntfarbige Gestein der Wandbekleidungen, auf die Bronzestatue der Säulen, die drei Riesenspiegel, die eine Wand ganz füllen. Auf den Tischen schimmert Kristall, Silber, Leinwand. Jeder trägt einen Blumenstrauß in großem Kelchglas. Ueber die roten Teppiche gleiten leicht die Kellner, treten immer neue Gäste ein, die sich an den Oberkellner wenden müssen, um Platz zu erhalten. Es ist bessere Berliner Gesellschaft, Besig und Bildung vom Rollendorplatz oder vom Kurfürstendamm, wenig Ostliches, sondern mehr Zivilisiert-Westliches. Man hört fremde Sprachen, viele Ausländer kommen hierher, und vor allem die Provinz, die ewig-neugierige Provinz. Auffallend viele Familien und viele junge Mädchen — diese kleinen neugierigen Mädchen von Berlin W., über die schon so viele Bücher geschrieben worden sind. Sie mustern unter allerhand Bemerkungen die beiden farbigen Kellner, die ganz in weißes Linnen gekleidet, durch den Saal gehen und von denen der eine Ansichtskarten, der andere türkischen Kaffee und Zigaretten anbietet. Die paffen jedenfalls zu dem ganzen Wilde, zu einem Wilde, wie es Rene Reinicke oder Remicel malen würde. Alles das ist gekommen, um Rigo, den „berühmten“ Rigo dirigieren zu sehen, den langjährigen Gefährten der Prinzessin Chimay. Denn das ist die neueste Sensation von Berlin. Rächst dem flugen Hans und der flugen „Rosa“ im Panoptikum erfreut sich Rigo der allgemeinen Beachtung. Indessen ist er noch nicht durch wissenschaftliche Untersuchung und behördlichen Besuch staatlich „geheimigt“. Also, Rigo ergreift seine Geige und betritt das Podium, wo sein Orchester, das „weltberühmte“ Zigeuner-Orchester Wege Karoly, versammelt ist. Er ist eine mittelgroße Gestalt, kräftig aussehend, mit dunkeln Teint und Haar, mattrbrauner Gesichtsfarbe. Im ganzen sieht er dem Typ seines Stammes durchaus

ähnlich. Nur sehr zivilisiert, soweit Frack und weiße Weste eben die Zivilisation verdollmetschen. Das Gesicht, schon etwas verlebt, läßt auf 38–40 Jahre schließen. Wenn er lächelt, zeigt er unter dem schwarzen Schnurrbart sehr gute Zähne. Er lächelt aber wenig; ein elegisch-düsterer Hochmuth, wie er sich oft bei gefallen Engeln findet, scheint ihm offenbar eine viel bessere Maske für die verderbte Gesellschaft da unten. Er spielt ungarijche Lieder, ein Geigen Solo, und er zeigt an mehreren Stellen, daß er auch auf diesem Gebiet Feuer hat. Im übrigen gibt er sich keine sonderliche Mühe, er dirigirt überhaupt nur einen Theil der auf dem Programm stehenden Lieder und Märsche. Sein Anblick, so denkt er, ist ja ohnehin als Attraktion genug. Die Damen beobachten ihn mit forschendem Eifer. O, diese Neugier! Einige der hiesigen Zeitungen hatten sogar den geschmackvollen Einfall gehabt, Herrn Rigo eigens interviewen zu lassen, gerade, als ob eine hervorragende Persönlichkeit auf dem Gebiete der Kunst oder Wissenschaft wäre. In den Pausen promeniren die Damen in der Vorhalle des Saales und betrachten die zu Rigos Debut dort aufgehängten riesenhohen Kränze, was schon einen ganz humoristischen Eindruck macht. Diese kleinen Mädchen aus Berlin W. haben so viel Kunstinteresse. . . Am gemüthvollsten berührt der letzte Kränz mit der großen Schleife aus grauer Seide, auf die gedruckt ist: „To my dear Jancsi. — Clara“. Und dieser Kellametrans ist so recht das Kennzeichen für Herrn Rigo, für sein hiesiges Auftreten und für die Gesellschaft, die sich ihn anhört oder vielmehr ansieht. Daß übrigens Herr Rigo Englisch versteht, davon ist nicht zu zweifeln. Wir hören ihn auch im Parloir des Hotels, wo er sich in den Pausen von seiner Kunstthätigkeit erholt, mit einer Dame der Sprache Shakespeares plaudern. Es hat seinen Reiz, weit zu reisen. Inzwischen steigt im Saale der Zigarettenrauch empor, das Gespräch wird lauter; der Wein belebt die Kypse. Ueber den rothen Teppichen glänzen lichte Frauengewänder, weiße Blastrans; der schwarze eilt umher mit seiner silbergetriebenen Kaffeekanne „Koffa gefällig?“ Einige denken nachsinnend, mit zerstreuten Mienen, den Zigeunermelodien nach. Die meisten aber überlegen sich die schwere Frage, die sich Berlin jeden Morgen stellt: „Wo nehmen wir die nächste Sensation her?“

Schlechte Bräute. Der flüchtige Bandit Anton Jenner, welcher der Wiener „Centralblatt Deutscher Sparkassen“ den Betrag von 235 000 Kronen veruntreute, hat in der schönen Donau-Stadt nicht weniger als sechzehn Liebesverhältnisse nebeneinander unterhalten. Die Mädchen sind in die unangenehme Lage gerathen, nämlich polizeilich zu der Affäre vernommen zu werden. Es waren dies: eine Beamtenochter, eine Friseurin, zwei Kontoristinnen, drei Schmiededarbeiterinnen, vier „bessere“ Stenographinnen, drei Dienstmädchen und zwei Krankenwärterinnen. Diese hatte Jenner viel Geld und die Ehe versprochen. Bei einer in seiner Wohnung vorgenommenen Hausdurchsuchung wurde eine Holzkiste mit einem Geheimfach aufgefunden, das ganze Bündel von Damenphotographien und Liebesbriefen barg. Von dem Defraudanten fehlt noch jede Spur; auf seine Ergreifung ist eine Belohnung von 10 000 Kronen ausgesetzt.

Tel. 3046. Photographie C. H. Schiffer, Taunusstr. 4.

Flügel, Pianinos, Harmoniums.

Niederlage von

„Schiedmayer, Pianofortefabrik“, Stuttgart,
kaufm. u. königl. Hoflieferanten
u. v. a. I.-klassigen Fabrikaten.

Billige Preise. — Bequemer Zahlungsmodus.

Franz König,
Bismarckring 4.

6530

Rheinisch-Westf. Handels- und Schreib-Lehr-Anstalt,

Wiesbaden, Rheinstrasse 103.



Gründliche Ausbildung für den kaufmännischen Beruf.
3-, 4- und 6-Monats-Kurse. Einzelne Lehrfächer.
Kostenlos Stellennachweis.

Prospekte gratis und franko. 6397

Amerikaner Oefen,

nur bestens bewährte Fabrikate,

Irische Oefen, Füll-Regulir-Oefen

in emaillirt, vernickelt und schwarz,

Petroleum-Heizöfenneuester bester Konstruktion, intensiv heizend, leicht transportabel
gefahr- und geruchlos,

Feuerungsgeräthe,

als: **Kohlenkasten** mit und ohne Deckel, **Ofenschirme**
einfach, 2- und 3-theilige, **Ofenvorsetzer, Verdampfschalen, Kohlenfüller, Kohleneimer, Ascheneimer, Kohlenlöcher, Stocherisen** etc.
empfehlen in grosser Auswahl

Louis Zintgraff,

Eisenwaarenhandlung,

6804

Magazin für Haus- und Küchengeschäfte.

Neugasse 13.

Telefon 239.



Nr. 225.

Sonntag, den 25. September 1904.

19. Jahrgang.

Sklavenketten.

Roman nach Mrs. Alexander von J. Frick.

Vorführung

„Gewiß! Es wäre doch schrecklich, wenn man niemand hätte, für den man leben könnte, als sich selbst! Das wäre entsetzlich! Selbst Sie müssen jemand haben, den Sie lieben können!“

„Selbst ich!“ wiederholte Ellis mit der ganzen ihm eigenen Schärfe des Spottes. „Fürwahr, sehr schmeichelhaft, daß Sie mir das wenigstens zuerkennen! Sie sprechen mir also doch nicht ab, daß ich, wie Sie, ein Herz besitzen muß und daß auch dieses Herz etwas zum Lieben im Leben nöthig hat!“ Eine Pause trat ein. Marjory sah vor sich hin; Ellis betrachtete sie. So anziehend hatte er sie noch selten gesehen. Ein nachdenklicher Zug lag auf ihrem Gesicht; die rothen Lippen waren leicht getheilt, die dunklen Wimpern beschatteten die Wangen, die Hände lagen gefaltet in ihrem Schooße. Welch prachtvolles Kolorit, dachte Ellis, während er das Haar, das sanft gerundete Kinn und das schöne Oval des lieblichen Gesichts betrachtete.

„Ich sagte Ihnen, ich hätte Ihnen etwas zu sagen“, brach er endlich von neuem das Schweigen.

Marjory schrak empor; offenbar waren ihre Gedanken weit weg gewesen.

„Ja, was ist es?“ fragte sie

„Nichts, was Sie angenehm finden werden“, entgegnete er. „Ihr Onkel will sein Gut verkaufen und ich fand einen Käufer. Sie werden wohl Ende des Monats von hier weggehen.“

„Um nach Hause zurückkehren zu müssen!“ rief sie aus.

Sie hielt plötzlich inne; ihr Mund hefte, aber sie behauptete ihre Selbstbeherrschung.

„Das fürchte ich“, sagte Ellis theilnehmend.

„Ich bleibe aber nicht zu Hause!“ rief Marjory heftig.

„Wohin wollen Sie anders gehen?“

„Ich weiß es nicht, irgend wohin. Wenn ich nur wüßte, wo ich irgend eine Stellung finden könnte! Wissen Sie es nicht?“

„Gewöhnlich inserirt man“, sagte Ellis langsam, um dann, plötzlich seine Cigarre von sich werfend und ihr ein wenig näher rückend, seine Augen fest auf sie zu richten und zu sprechen:

„Lassen Sie mich Ihnen einen anderen Vorschlag machen: — Heirathen Sie mich!“

„Ich — Sie — heirathen?“ wiederholte Marjory mit sich gleichsam versteinern den Zügen. „Ich dachte, Sie wollten mir einen Rath geben; statt dessen aber machen Sie sich über mich lustig.“

„Lustig!“ sprach Ellis ihr nach. „Nie in meinem Leben bin ich ernsthafter gewesen, als in dieser Stunde. Ich begreife Ihre Blindheit nicht. Sie müssen es doch längst erkannt haben, daß ich umsonst gegen meine Liebe für Sie kämpfe. Ich bin entschlossen, mir mein Glück zu erringen, koste es, was es wolle. Ja, ja, meine kleine, süße Marjory, glauben Sie es mir, glauben Sie es mir aufs Wort!“

„Ich kann nicht daran glauben!“ rief Marjory noch immer zu erstaunt, um verwirrt zu werden. „Wie kommen Sie nur auf die Idee, mich heirathen zu wollen?“

Nachdruck verboten.

„Weil — nun, weil ich es nicht ändern kann, weil ich Sie liebe, Marjory!“ sagte Ellis in einem Tone, der ihr zu Herzen ging.

Sie wechselte die Farbe; ein Ausdruck von Zärtlichkeit breitete sich bei dem Gedanken, geliebt und begehrt zu sein, über ihre Züge.

„Ich fasse es noch immer nicht!“ sagte sie erst nach einer Pause leise. „Sie wissen doch, daß Mr. Carteret Miss Warring für Sie zur Gattin bestimmt hat.“

„Er wünschte auch, daß ich Mrs. Maynard heirathen möchte“, lächelte Ellis. „Unglücklicherweise kann ich ihm nicht folgen.“

„Aber es kann doch nicht gut für Sie sein, sich mit Ihrem Onkel zu überwerfen.“

„Es wäre mein Ruin, für den Augenblick wenigstens, wenn er selbst nur erführe, daß ich Sie gebeten habe, mich zu heirathen“, antwortete Ellis.

„Deshalb denken Sie nicht mehr an mich; es wäre nicht der Mühe werth, ihn meinetwegen zu erzürnen. Sie wissen — ich habe es Ihnen nie verhehlt, — daß ich nicht — nicht in Sie verliebt bin.“

Sie ertrug seinen Blick nicht länger, und ihre aufsteigende Verwirrung bestritt ihm erst vollends die Sinne.

„Das weiß ich nur allzugut, meine süße Marjory!“ flüsterte er ihr zu. „Und darum auch sprach ich so plötzlich, so verfrüht zu Ihnen. Sahen Sie denn wirklich nicht, wie es um mich stand? Erkannten Sie denn nie, was — was ich für Sie fühlte?“

Sie erhob den Blick nicht zu ihm.

„Ich glaube nicht, daß ich Sie jemals lieben kann“, sprach sie leise.

Ellis lächelte, während seine dunklen Augen glühten.

„Sie sollen und müssen, Marjory!“ sprach er und seine Stimme bebte vor gewaltiger Leidenschaft. „Sie haben mich begehrt! Wenn Sie sonst niemand lieben, so müssen Sie mich lieben lernen!“

„Sie sagten aber doch, daß es Ihr Verderben sei, wenn Onkel Carteret erführe, Sie hätten mir einen Antrag gemacht!“ wandte Marjory ein.

„Es wäre gewiß mein Verderben“, unterbrach Ellis sie, „deshalb darf er auch für ein bis zwei Jahre nichts davon wissen.“

Marjory sah ihn mit einem erstaunten, scharfen Blick an; ihr Gesicht zeigte Entrüstung, während sie erröthete.

„Sie wollen mich heimlich heirathen?“ fragte sie.

Er wich ihrem Blick nicht aus, sondern hielt demselben tapfer stand.

„Ja, heimlich!“ antwortete er ihr. „Sie müssen mich anhören, Marjory“, fuhr er fort, indem er ihre Hand nahm, und sie, die sich hatte erheben wollen, so fest hielt. „Sie sollen alles wissen. Ich bin von Onkel Carteret abhängig; er wünscht eine reiche Heirath für mich, damit ich auf großem Fuße leben kann; ich kann aber nur wiederholen, daß ich einzig Sie liebe und daß mir der bloße Gedanke unerträglich ist, eine andere heirathen zu sollen. Ich kann und will Sie nicht verlieren. Vermögen Sie

sich das Leben nicht vorzustellen, welches wir führen würden, selbst wenn wir einige Jahre im Verborgenen leben müßten, bis ich unabhängig wäre und wir unsere Verbindung stolz aller Welt verständigem darfüßten?"

Marjory schüttelte den Kopf und versuchte, ihm ihre Hand zu entziehen.

"Heimlichkeit ist immer schmachvoll," sagte sie bebenden Tones. "Selbst wenn ich Sie liebte, würde ich nie, nie in eine solche Heirath willigen!"

"Wenn Sie mich liebten, Marjory, würden Sie das und noch viel mehr für den geliebten Mann thun!" widersprach er ihr mit Nachdruck. "Sie sind einer großen Liebe fähig, oder ich müßte es verlernt haben, menschliche Charaktere zu entziffern."

In Marjorys Antlitz flammte es auf; ihre Augen blitzten.

"Ich halte es für unmöglich, daß Sie wissen sollten, wessen ich fähig bin", protestirte sie gegen seine Worte. "Bitte, Mr. Ellis lassen Sie mich gehen. Jetzt, nachdem Sie wissen, daß ich Sie nicht hinreichend liebe, um Sie heirathen zu können, werden Sie es auch nicht länger mehr wünschen. Ich bedauere, Ihnen weh zu thun; ich ahnte aber nicht im entferntesten, daß Sie mich lieben könnten. Ich bin jedenfalls nicht diejenige, welche Ihnen das Schicksal zur Gattin bestimmte!"

"Darüber habe doch wohl einzig ich zu entscheiden!" sprach er langsam, wie um Zeit zu gewinnen, seinen Blick in ihre blühenden Augen versenkend zu können. "Glauben Sie nicht, daß ich diese Antwort als endgültig annehme; ich wußte, daß Sie mich abweisen würden, aber ich kann warten! Ich weiß, was ich will und — wiederhole — Sie müssen und sollen mein Weib werden. Ich will Sie aus Ihrem trostlosen Dasein befreien und Ihnen zeigen, was ein Leben voller Liebe ist! Ich will Sie jetzt nicht länger quälen." Sie wollte sich von ihm losreißen, aber das schien ihn nur zu belustigen, und er gab sie noch nicht frei. "Sie werden an mich denken", fuhr er, jedes Wort gleichsam abirtelnd fort, "denn Ihr gutes Herz wird leiden unter dem Gedanken, mir wehe gethan zu haben. Denken Sie einmal reiflich darüber nach, wie anders das Leben, vereint mit einem Manne, der Sie liebt, sein müßte, als das im Hause bei Ihrer Stiefmutter. Und so lange, bis Sie das gethan haben können, will ich Ihre Antwort überhaupt noch nicht gehört haben! So, kleine Heze — meine liebe Marjory, jetzt mögen Sie gehen!"

Wie aus dem Nichts trat er an und sie eilte davon, wie ein aus enger Gefangenschaft wieder frei gewordenen Wild. Nicht einmal schaute sie zurück.

Er sah ihr nach, so lange sie in seinem Gesichtskreise war. Dann zündete er sich eine Zigarre an.

"Wer hätte gedacht, daß ich für ein Weib je soviel wagen würde?" reflektirte er für sich. "Die Sache hat ihre Schwierigkeiten. Wenn sie nachgibt, so werde ich dieselben aber überwinden. Die Ueberzeugung, daß ich ruiniert wäre, wußte Onkel Carteret davon, wird sie schweigen lassen. Dadurch bin ich ihrer sicher; sie ist ehelich und fürchtet mich ein wenig!"

Und er lachte kurz auf, daßelbe Lachen, welches in Marjory stets das Gefühl erweckte, für welches sie umsonst nach einer Erklärung suchte, jenes Gefühl, welches sie vor ihm erschauern ließ, selbst wenn ein heißes Dankgefühl ihr Herz zu ihm hingiehen sollte.

Er liebt sie! So hatte er ihr gesagt, und sie wiederholte es sich in der Einsamkeit ihres Zimmers, während sie den Kopf zwischen ihre beiden Hände preßte, weil es ihr war, als wolle derselbe ihr zerspringen. Er bot ihr Freiheit aus der Gefangenschaft, Erlösung von den Ketten, an denen sie schleppete, und er zeigte ihr die Zukunft in den rosigsten, verlockendsten Farben. Und sie — sie hatte seinen heißen Liebesbetheuerungen ein Nein entgegengesetzt, ein kaltes Nein, weil sie sich nicht selbst verleugnen konnte, weil sie ihn nicht liebte! Liebt sie ihn nicht? Wirklich nicht? War er nicht ihr Gast gewesen in all der Zeit, seit sie ihn kannte, und hatte er sich ihr nicht bewiesen als ein treuer, zuverlässiger Freund? Als ein Freund, ja, — aber Liebe, Liebe ist doch noch etwas anderes, als die Freundestreue. Liebe ist mehr, mehr! Sie wußte freilich nicht, was; sie tastete, wie der Blinde, ins Leere, vor dem Begriff "Liebe." Aber eine Stimme tief in ihrem Innern sagte ihr: sie liebte ihn nicht so, wie das Weib den Mann lieben muß, auf daß ihr beider Leben sich in eins verschmilzt, auf daß die Bande, welche sie schließen, nicht zu Ketten werden, zu eisernen, untragbaren Sklavenketten. Alles das fühlte sie nur instinktiv, ohne klare Bewußtheit, und so rang sich immer wieder die Frage an die Oberfläche der wild erregten Gefühle, die in ihr um den Sieg kämpften, — die Frage: Liebt sie ihn nicht? Liebt sie ihn wirklich nicht? Er bot ihr das Glück, von dem die Dichter singen: Liebe. Wenn sie es von sich stieß, würde es je im Leben zum zweitenmale sich ihr nahen, das hehre Himmelsgeheim, welches die Götter dem armseiligen Erdenkinde darboten? Würde es je zum zweitenmale im Leben ihr den

Kelch an die Lippen setzen, sprechend: "Trink mich, ich bin das Glück! Verschmähe mich und Leid, ewig Leid ist dein Theil!"

Mit einem lauten Aufschrei, der sich ihr entrang wider ihren Willen, stürzte Marjory zu Boden, die Hände ringend.

"Ich kann nicht, — ich kann nicht!" schluchzte sie wild. "Ott allerwiger, heiliger Gott, löse du den Zweispalt! Ist es das Glück, oder ist es nicht das Glück, das himmlische, das einzig-wahre Glück — Liebe, die nimmer, nimmer aufhört?"

17.

Zu Zweien.

Ralph Ellis sollte Marjory die Wahrheit prophezeit haben. Ihr Aufenthalt in der Langford-Priorei ging seinem Ende entgegen und ihre Rückkehr in die verhassten, engen Verhältnisse ihres Vaterhauses stand bevor. Der nächste Tag, welcher Ellis' inhaltsschwerer Erklärung folgte, sollte die Entscheidung bringen.

Marjory saß in der Bibliothek, an dem Katalog beschäftigt, als ihr Onkel zu ihr trat. Sie hielt in ihrer Arbeit nicht inne und ihr über die Schulter schauend, sprach er:

"Ah, Sie sind bald fertig, wie ich sehe! Das ist gut! Da haben Sie doch wenigstens etwas Geheimes zuwege gebracht. Eine Karität bei jungen Mädchen Ihres Alters, die im allgemeinen es als ihre Aufgabe betrachten, ihr Leben in gedankenlosem Nichtsthun hinzubringen. Um, ich kann wohl sagen, ich bin zufrieden mit Ihnen. Sie haben Ihre Sache gut gemacht. Zum Beginn freilich war es schwer, mit Ihnen zurecht zu kommen; ich habe Sie mir aber erzogen, und ich hoffe, es nützt Ihnen, wenn Sie nach Hause zurückkehren."

Marjory, welche während seiner Worte ihre Arbeit unterbrochen hatte, sah rasch zu ihm auf.

"Wenn ich nach Hause zurückkehre?" wiederholte sie.

"Run ja," antwortete er kurz. "Ich werde kaum länger als bis Ende des Monats hier bleiben. Ihre Aufgabe ist dann vorüber."

Marjory senkte das Haupt.

"Das bedauere ich," sprach sie leise. "Kann ich Ihnen oder Tante Carteret denn gar nicht mehr nützen?"

"Nein", versetzte er kategorisch. "Sowie ich mich in Paris installirt habe, beginne ich mein großes Werk über die Renaissance, und dabei muß mir ein Gelehrter helfen. Geben Sie mir den Katalog, damit ich die Nummern welche ich behalten will, bezeichne. Den Rest gebente ich dem Museum in D. zu überweisen als die "Carteret-Sammlung", damit mein Name in dieser Bezeichnung fortlebt. Ich habe noch unendlich viel zu thun, ehe wir von hier fortgehen können. Hören Sie in letzter Zeit von Hause, Marjory?"

"Nicht in allerletzter Zeit", gab sie zurück.

"Ich kann die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne Ihnen mein Mißvergnügen auszusprechen über Ihres Vaters Wahl eines Berufes für seinen einzigen Sohn, der wenigstens von einer Seite der Familie ein Gentleman ist. Er ist, wie es scheint, ein gewöhnlicher Matrose!"

"Er ist Lehrling."

"Richtig! Kein Gentleman kann aber Lehrling sein, und da Ihr Bruder, wie Sie, die Anwartschaft auf die Hälfte des Vermögens hat, so finde ich es von Ihrem Vater durchaus ungerecht gehandelt, das Recht der Nutznießung dieses Vermögens ausschließlich für den Unterhalt der zweiten Familie zu gebrauchen, während er nur zu willig bereit ist, die Tochter jedem Verwandten, der sie ihm nur abnehmen will, aufzuhalten."

"Sie thun meinem Vater unrecht", rief Marjory erröthend. "Er wollte mich ja gar nicht fortgehen lassen; Mrs. Ueland aber bestimmte ihn dazu; sie wünschte von mir befreit zu sein."

"Wie kann er sich von einer ungebildeten Frau so beherrschen lassen, da er doch das Glück gehabt hat, in der ersten Gattin eine Frau von wirklicher Bildung zu besitzen? Ich table Sie nicht, Marjory, verstehen Sie mich wohl; es freut mich, daß Sie zu uns gekommen sind und sich dadurch weiter bilden konnten. Wenn Sie aber nächstens nach Hause zurückkehren, können Sie Ihrem Vater getrost mittheilen, was ich Ihnen sagte!"

"Es wäre besser, Sie sagten ihm das von Angesicht zu Angesicht", rief Marjory heftig. "Wie kann eine Tochter dem Vater solche Dinge sagen? Er würde uns lieben wie früher, wenn Mrs. Ueland ihn nicht gegen uns einnahm. Ihre Schuld ist das Los, welches Georg und mich trifft. Wäre ich nicht so namenlos unglücklich zu Hause gewesen, meinen Sie, ich hätte mich Ihnen aufgedrungen? Ich that es, weil ich hoffte, Ihnen nützlich sein zu können. Wenn Sie es jedoch wünschen, so kann ich morgen bereits zu meinem Vater zurückkehren!"

(Fortsetzung folgt.)



Liebe Schwester!

Diesmal schicke ich Dir die Rezepte zu einem einfachen Diner; sie sind der heißen Jahreszeit angepasst und geben Dir auch eine Anleitung, Deine Lieblingspeise, den Hummer, herzurichten.

1. Eier auf besondere Art.
2. Brot von Rindfleisch.
3. Hummer-Salat.
4. Pfirsiche à la Condé.
5. Käse Pont-l'Évêque.

In eine Kasserolle gibt man einen gehäuften Eßlöffel Butter und zwei geschnittene Zwiebeln und läßt sie zusammen auf schwachem Feuer dämpfen. Dann streut man einen Eßlöffel Mehl darüber, mischt es gut miteinander, tut Salz, Pfeffer, eine Messerspitze Zucker darunter, fügt noch einen viertel Deziliter süße Sahne dazu und läßt alles langsam an der Seite des Feuers kochen. Sechs frische Eier werden, nachdem sie hart gekocht, abgeschreckt und von der Schale befreit sind, in Scheiben geschnitten auf einen heißen Teller gelegt und gefalzen. Die Sauce rührt man nun durch ein Haarsieb, gibt ein Stück frische Butter daran, gießt sie über die Eier, deckt sie zu und läßt sie noch einmal heiß werden. Auf einer Eierschüssel kommen die Eier zu Tisch.

Das Brot von Rindfleisch wird wie folgt fertiggestellt: 750 Gramm mageres Rindfleisch, welches sehr zart sein muß, werden mit 250 Gramm fetten Schweinefleisches fein gewiegt. Die Masse gibt man in eine Terrine, fügt ein Stück im Milch geweichtes Brot hinzu, außerdem zwei frische Eier, Salz, Pfeffer und eine Messerspitze Muskat. Mit etwas Jus oder in Bouillon aufgelöstem Fleisch-extrakt wird das Gewiege gut ineinander verarbeitet. Dann kommt es auf den Küchentisch, auf den Mehl gestreut ist, und es wird eine Art längliches Brot davon geformt, welches in Mehl gerollt wird. Dann kommt das Fleisch in den Schnellbrater, der mit Butter ausgelegt ist. Obenauf gibt man ein Stück frische Butter und läßt es nun auf mäßigem Feuer schmoren, indem man den Braten von Zeit zu Zeit begießt. Entweder nimmt man den Braten, den man durch Bouillon verlängert hat, zum Zugießen, oder, wenn sich das Fleisch schon gebräunt hat, einfach heißes Wasser. Dann kocht man Püree-Kartoffel, die mit Milch oder einem eigrößen Stück Butter verarbeitet werden; auch kommt neben dem Salz noch ein wenig Pfeffer und Muskat hinzu. Man gibt sie in eine tiefe Pfanne, tut zerlassene Butter darüber und läßt sie auf dem Feuer bräunen.

Vor dem Anrichten wird der Braten in hübsche Scheiben zerschnitten und auf eine Platte gelegt; der Braten, der mit einem Glas Rotwein, ebensoviel Bouillon und Weinessig verdünnt; dann, wenn es einmal aufgekocht hat, über das Brot gegossen und mit den Püree-Kartoffeln serviert.

Zu dem Hummersalat gehört ein schöner, lebendiger Hummer. Eine Kasserolle wird dreiviertel voll kaltes Wasser gefüllt, ein Eßlöffel Weinessig, eine geschnittene Zwiebel, zwei Gewürznelken, eine in Viertel geteilte Mohrrübe, ein kleines Sträußchen Petersilie, einige aromatische Kräuter, etliche Pfefferkörner und Salz dazugegeben. Wenn das Wasser tüchtig kocht, wirft man den lebenden Hummer hinein und läßt ihn zugedeckt kochen, bis er eine schöne rote Farbe hat. Dann nimmt man den Topf vom Feuer und läßt den Hummer in demselben Wasser erkalten. Man teilt man die Schalen der Länge nach, nimmt das Fleisch aus dem Schwanz und den Scheren heraus, schneidet es in Stücke, legt es in eine Terrine, übergießt es mit Essig und Öl und läßt es mindestens einige Stunden marinieren. Dann nimmt man die sahnhaltigen Teile aus der Brühe, stößt sie mit drei harten Gelbeiern in einem Mörser, und gibt sie durch ein Haarsieb in eine Schüssel. Man vermischt sie mit einer gleichen Menge etwas dicker und gut gerührter Majonaisesauce, an die noch ungefähr ein Eßlöffel geriebene Zwiebel und fein gewiegte Petersilie kommt. In diese Sauce gibt man die Hummerschale, füllt das Rückenschild damit aus, und garniert die übrigen Teile herum. Natürlich auf einer länglichen Schüssel, die man mit dem Herzen vom Kopfsalat, in Viertel geteilter, harter Eier und zerschnittener Cornichons aus schmückt. Die überbleibende Sauce kommt in eine Sauciere und wird extra serviert.

Nun will ich Dir auch noch, da Du mich schon neulich darum batest, das Rezept des „Hechtes au four“ schicken. Ein ganz frischer Hecht wird gewaschen und geschuppt. Dann kommt er in eine Bratpfanne, in der Butter zerlassen ist und wird mit Salz und Pfeffer bestreut. Ein Stückchen frische Butter legt man auf den Fisch, gießt ein Glas Weißwein dazu und läßt ihn, unter ständigem Begießen, kochen. Dann wird er auf einer heißen Platte angerichtet. Dem Braten, der mit Fleisch-extrakt bei, fügt beim Aufkochen noch Bouillon hinzu, bindet die Sauce, wenn sie vom Feuer genommen, mit etwas frischer Butter, ein wenig Zitronensaft, gießt sie über den Fisch und serviert ihn.

Ein gutes Gelingen wünscht

Deine Cottie



Schlechtes Vorbild. Der Professor Thomé in Gené hielt einst seinen achtjährigen Sohn eine Standrede, weil er bemerkt hatte, daß dieser zuweilen die Unwahrheit sage.

„Merke Dir, Theophil, daß es eine große Sünde ist, zu lügen; also befehle ich Dir stets der Wahrheit Verstand zu haben.“

Der Sohn versprach dem Vater ernstlich, dies immer tun zu wollen.

Da kopfte es.

Der Professor, welcher nicht ohne Grund das Erschrecken der geschwätzigen Nachbarin vermutete, sagte schnell zu dem Knaben: „Theophil, sollte es die Nachbarin Millot sein, so sage ihr, es sei niemand von uns zu Hause!“

„Aber Papa,“ rief der kleine Theophil, „wie soll ich das machen, ohne zu lügen?“

Treffend zitiert. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen stand bei einem Hofball mitten im Tanzsaal mit einem sehr hageren Würdenträger im Gespräch. Im Eifer einer feurigen Galoppade tanzte ein Husarenleutnant mit seiner Dame zwischen den beiden Herren durch. Als der Offizier den König erkannte, entschuldigte er sein Angehen, aber Friedrich Wilhelm rief lachend: „Ach was, ein Husar muß ohne Scheu — durch dich und dich!“



Sonderbare Galanterie. Der ehemalige türkische Gesandte am französischen Hofe, Admet Essendi, wurde aus Neugier von zahlreichen Damen der ersten Pariser Gesellschaftskreise besucht, und pflegte bei solchen Gelegenheiten nicht selten allerlei Sächelchen osmanischer Industrie an die schönsten derselben — aber auch an die häßlichsten und zudringlichsten unter ihnen zu verteilen, an erstere, um sie zu verbinden, an letztere, um sie los zu werden. Bei einem solchen Versuche stellte er Bonbons aus, welche direkt aus Konstantinopel eingeführt waren. Es fiel allgemein auf, daß er mit seiner gewohnten höflichen Ansehung einer der Damen immer gerade doppelt so viel gab als den übrigen, bis dieselbe, im Triumph ihrer Eitelkeit, ihn durch den Dolmetscher nach dem Grunde dieser schmeichehaften Auszeichnung fragen ließ. „Weil ihr Mund doppelte Größe hat!“ — war seine lakonische Antwort.



Ein gereimtes Kabinettschreiben. Im Jahre 1713 hatten die Lehrer des königlichen Gymnasiums in Berlin Sorge, daß bei der allgemeinen Einschränkung der Staatsausgaben auch ihr Bezug an Naturalien gestrichen werden könnte. Der Konrektor Butten wandte sich daher im Auftrage des Lehrerkollegiums mit folgender Bittschrift an König Friedrich Wilhelm I.:

Dein Bier und Brot
Helf uns ans Noth;
Soll Mangel sein,
So sei's an Wein.

36 Quart Bier, 36 Kalen Brot wöchentlich, 36 Quart Wein per annum haben wir bis 1713 von unentfährlichen Zeiten aus dem königlichen Keller genossen. Den 15. April 1714, Unterthänig Entfährliche Communität in Köln. — Die erfolgte Kabinetts-resolution hatte nachstehenden Wortlaut:

„Weil ihr euch selbst begehrt dem mit vermachten Wein, Und nur demüthig sucht das Bier und Brot allein, So bleibt euch auch der Wein zur Labfal und zur Noth. Seid ferner fromm und treu des Königes Gebot. Zuförderst lobet Gott.“

Höfliches. Als Großherzog Karl von Baden zur Regierung kam und eine neue Ordnung bei Hofe einzuführen suchte, beschwerte sich deshalb ein höherer Hofbeamter gegen den andern. „Der junge Herr meint, man könne gar alles riechen.“ — „Und das ist desto schlimmer,“ erwiderte letzterer, „da man die Nase erst hintennach bekommt.“ Derselbe Karl Friedrich, bei dessen Andenken der Badenser gerne verweilt, kümmerte sich in der That um dies und jenes in seinem Lande, so auch, um ein Beispiel seiner alles umfassenden Fürsorge anzuführen, um die Nachtigallen. Daß man diese, besonders in seinen schönen Schlossgärten, nicht gewahren ließ, ärgerte ihn gewaltig. Ein Hofgärtner, namens Saul, ließ die lieblichen Sänger nämlich wieder einfangen. Als der Fürst nun mit dem Vogelfänger eines Tages im Garten war, ließ sich eine Nachtigall hören. Karl Friedrich fragte denselben: „Weißt Er, was die Nachtigall singt?“ — „Nein, gnädigster Herr!“ — „Sie singt: „Saul, Saul, was verfolgst Du mich?“ Von nun an hatten die Nachtigallen Ruhe.



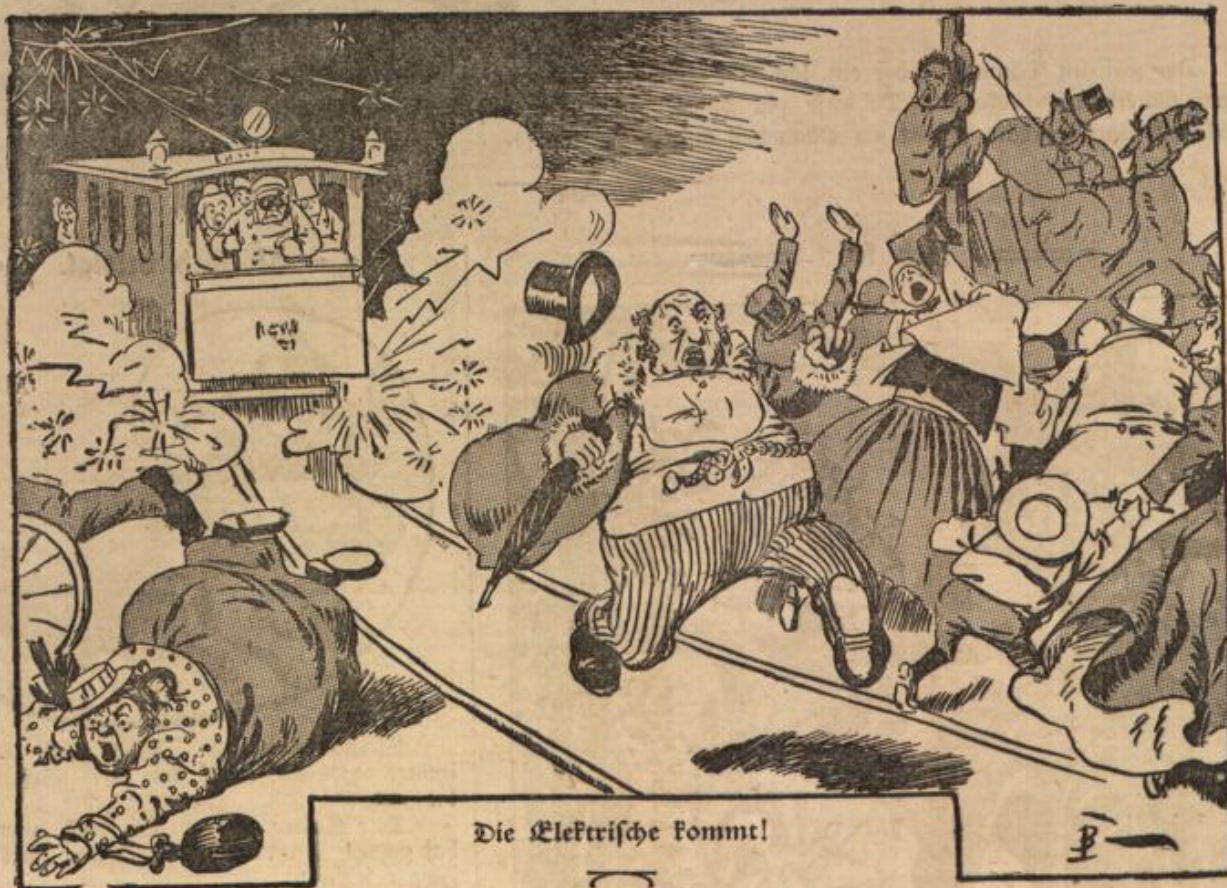
Reueasse 1.



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

— Straßendyll. —



Die Elektrische kommt!

Im Garten-Konzert.

Herr (an der Kasse): „Was? Fünfzig Pfennig Entrée?
Na, mir könnten Sie's schon für fünfundzwanzig Pfennig
lassen, ich bin nämlich etwas schwerhörig.“

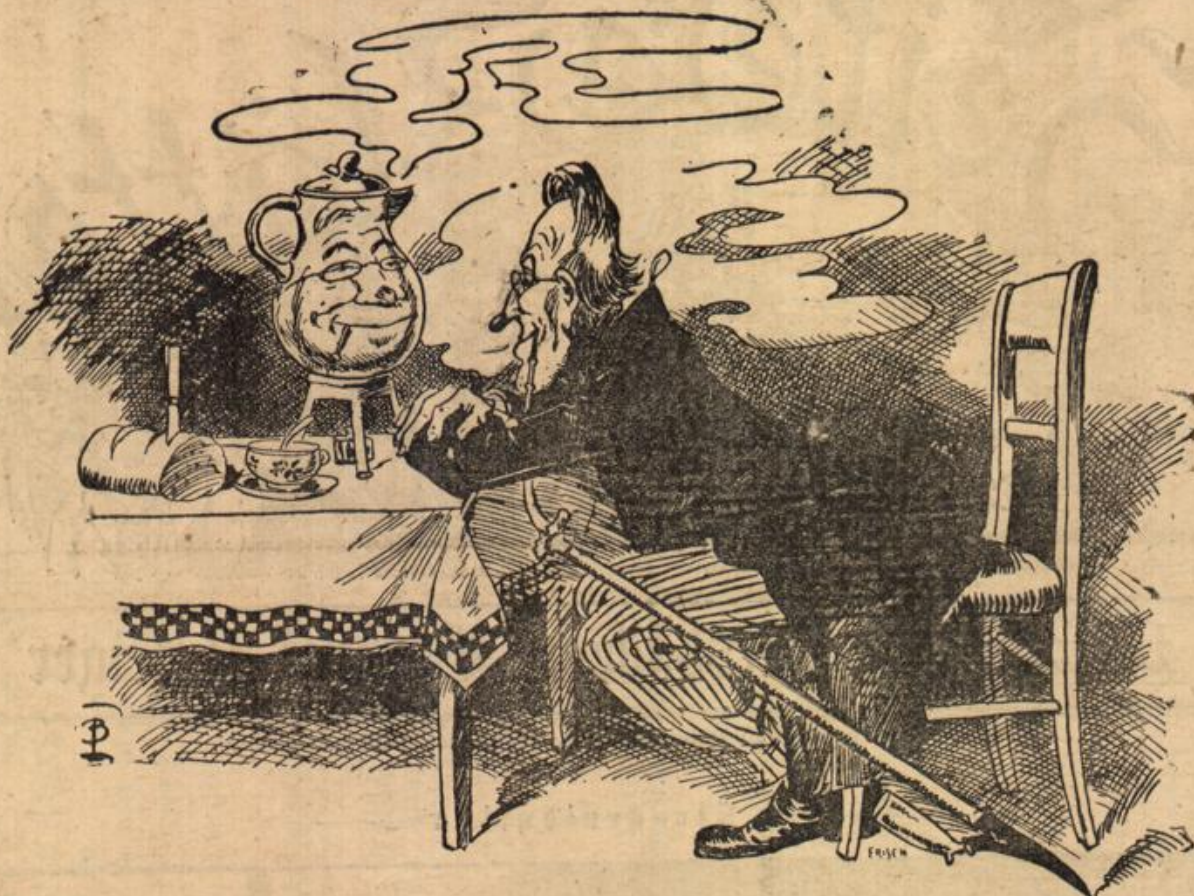
Kassierer: „So? Dann müßten Sie eher eine Mark
bezahlen, weil Ihnen dann all' die falschen — Noten ver-
loren gehen.“

Geschmacksache.

Junge Dichterin: „Ich versichere Dich, es ist ein
wonniges Gefühl, von dem Du Dir keinen Begriff machen
kannst, wenn einen so in wehevoller Stunde die Muse
küßt —“

Freundin: „Na, aufrichtig gesagt, ein Kuß von einem
Musesohn ist mir doch lieber!“

• • • Selbsttäuschung. • • •



Der Kanzlist Däumchen, der ein lächerlich schmales und langes Gesicht hat, sitzt oft stundenlang vor seiner dick-
rauchigen zinnernen Kaffeekanne. Da diese sein Spiegelbild sehr in die Breite zieht, wodurch das Gesicht einen behäbigen,
gemüthlichen Ausdruck erhält, gefällt sich Däumchen außerordentlich so.

— Ach so! —



„Die schlüpfrigen Reden, die gestern der Herr Müller geführt
hat —
„Du hättest einfach ins Nebenzimmer gehen sollen.“
„Hab' ich auch getan, aber an der Thür hat man alles gehört.“

• • Wörtlich befolgt. • •



Kinder mädchen: „Was guckst Du denn
immer meine Hände so an? Gefallen Dir
die nicht?“

Der kleine Max: „Oh, doch, aber Mama
hat gesagt, Dir müßte man immer stark auf die
Finger seh'n!“

— Zweideutig. —

Gatte: „Anna, sieh nicht immer zu dem
Manne da hinüber. Was findest Du denn an
dem Menschen? Solchen häßlichen Kerl habe
ich mein Lebtag noch nicht gesehen.“

Gattin: „Karl, Du vergift Dich!“

Die Schnurrbartbinde als Lebensretter

oder

Der gebildete Gorilla.



Hypnose zweiter Klasse.

Von D. Kreuzberger.

Unser Onkel Fränze, der Schiffstoch, hat doch eine zu putzige Außenseite! Sein Kopf zum Exempel ist eine Art gerollter Kuchenteig, und seine Augen nehmen sich darin so grünlich nichtsagend aus, wie zwei Stückchen Zitronat. Ost überrasche ich mich, wie ich dasige und diese kugelförmige Spitze der Geschmacklosigkeit in stiller Verwunderung anstarre. Neulich überraschte er mich dabei.

„Was blähst Du mich so an — wie bezaubert? Ge?“ rief er mit seiner fettigen Stimme.

„Bezaub —?“ Ich mußte hell auflachen. „Wovon denn?“ „Wovon? Von meinem hypnotischen Blick! — Mach' nicht so'n dämliches Gesicht, mein Augenaufschlag hat Dich so verwirrt, mein Jung! Vor fünfzehn Jahren war ich noch viel stärker drin, natürlich! Kennst Du denn meine famose Eisenbahngeschichte nicht? Die mußt Du hören, und Du wirst nicht mehr mühen.“

Also, da komm ich vor fünfzehn Jahren von einer Amerikafahrt in Hamburg an, total, bis in die linke Westentasche hinein! — er tippte auf seine schivergoldene Remontoir — „abgebrannt. Meines Kollegen Andersen Havelock machte aber doch 'ne ganz stattdose Figur aus mir. Stehenden Fußes vierter Klasse, 40 Mann oder 8 Pferde! — fuhr ich auf Bühnau los zu Muttern, die mir ein paar abgepartete Groschen zum Reisegeld gestiftet hatte. Etwa fünf Stationen vor Bühnau wurde die Strecke plötzlich vornehm, mit nur drei Klassen. Ich raus, an die Klasse, es langt nicht um einige Pfennige, Hin- und Hergerede mit dem Villetteur, der Anschluß rollt ab, und ich stehe da mit dem freundlichen Bewußtsein, daß der nächste Zug, der letzte an dem Abend, dafür gar bloß erster und zweiter Güte führt. Ich mußte telegraphieren; Mutter mußte noch einmal rausrücken. Zwei Stunden brückte ich mich auf Treppen, in Vorhallen und Wartezimmern herum, las sämtliche Wände ab: Tarife, Fahrpläne, 500 Mark Belohnung für Festnahme des Einbrechers K. J., Arbeitsnachweise, endlich am Ausgang zur Stadt ein großes Plakat: „Letzte Soiree des berühmten Hypnotiseurs und Spiritisten Klampenborg & Co.“ Da kam das Geld, der Zug auch, und ich stieg zwischen die ungewohnten Polster, fest entschlossen, mich so imposant als möglich dabei zu benehmen. Leider war nur eine männliche Person im Pelz darin, und die schien sehr müde zu sein. Dafür waren auf dem Perron desto mehr Herren und Damen. „Hoch, Klampenborg! Fürst aller Hypnotiseurs! Auf Wiedersehen in Bühnau übermorgen!“ Klang's immer wieder. Ich stand am Fenster und freute mich diebisch, von den Fernerstehenden vielleicht aus Versehen für Klampenborg gehalten zu werden. Wir gondelten ab, ich drehte mich um und sah das Gesicht meines Koupégefährten neugierig verdutzt mir zugewandt. Kam ich dem Kerl vielleicht komisch vor? Ich setzte mich sofort ihm gegenüber. Er sah mich an, ich sah ihn an. Daß ich nicht zuerst verlegen werden würde, darauf konnte er Gift nehmen; ich hatte meine neue zweite Klassen-Würde zu wahren.

Auf dem Sitz mir gegenüber lag die Eisenbahnzeitung. Leicht griff ich danach. „Sie lesen nicht?“ — „Nein.“

„Dann lese ich!“ dabei blickte ich ihn an, so majestätisch. „Wie ein Dorfsch!“ dachte ich, der Kesse.

„Wie ein Lar!“ sagte er, der Onkel, ernst. „Du weißt, ich quassle gern. Den Herrn Versicherungsagenten oder was er sonst war wollte ich schon zum Reden bringen. Das Signalement und härtige Bild des gesuchten Einbrechers gleich auf der ersten Blattseite gab 'nen feinen Stoff ab.“

„Bah!“ machte ich vornehm-lässig. „500 Mark für diesen Kräpelin! Lohnt kaum der Mühe! Und doch“ — jetzt wurde ich geistreich — „für einen Hypnotiseur und Spiritisten z. B. wäre es ein kinderleicht zu gewinnender Nebenverdienst.“

„Wieso? Wie meinen Sie das?“ Er ließ sich herab.

„Goddam, höchst einfach! Der hypnotische Herrenmeister würde sich seinen Mann in Schlaf versenken und ihm dann die Einzelheiten seiner Schuld so zu sagen aus der Seele gabeln, wie die Mixed Pickles aus der Flasche. Meinen Sie nicht auch?“

„In Schlaf versenken? Wie das?“

War der dumml!

„Das macht man doch so! Sehen Sie, so!“

Ich starrte meinem Gegenüber ausnehmend frech in das glatte, verschlafene Gesicht. Plötzlich warf er sich zurück.

„Aber erst muß er den Verbrecher doch haben!“ pläpte er heraus. Das sah ich sofort auch ein und erbot mich scheinlich über meine Dämlichkeit.

„Freilich muß er ihn haben! Was dachten Sie denn?“ donnerte ich ihm, ganz zum Seebären geworden, unter die Nase. Der Mann schien mir sehr empfindlich; er fuhr ordentlich in sich. — Wütend stöberte ich in der Zeitung, warf aber bald von neuem herausfordernde Blicke nach dem Herrn hinüber. Er hatte die Augen zu.

„Ach, Sie schlafen?“

„Ja“, gab er seltsam eintönig zurück.

„Schlafen Sie immer so?“ fragte ich spöttisch, auf seine unbequeme Lage anspielend.

„Nein.“ Wieder der merkwürdige Ton.

„Dann lehnen Sie sich doch anständig an!“ — Sofort tat er's. Jetzt ahnte ich was. Mir wurde unheimlich. Neugierig fragte ich weiter: „Sagen Sie mal, wofür halten Sie mich?“

„Sie sind der berühmte Hypnotiseur und Spiritist Klampenborg.“

„Was sagst Du nu?“

Die Sache machte mir Spaß, und ich interviewte ihn nun über verschiedenes, was so in mein Fach schlägt. Er hatte viel herumgeessen, schien's. Wir waren gerade beim Schweinskopf. Ob mit Remoulade oder Sauce à la Diable?

„Mit Rem —“ fing er eben an, da passierten wir die böse Kurve dicht vor Bühnau, wir kippten beide um, er wachte auf, schluckte den Schluß hinunter und glockte mich an.

„Ja, ja“, zwinkerte ich, „das wollt' ich bloß hören. Darin sind Sie mir doch nicht raffiniert genug.“ Er glockte stärker.

Der Zug hielt, und ich stieg zum Fenster, um nach Müttern auszuschaun. Im nächsten Augenblick fühlte ich mein Genick umkrallt und hinter mir zischte es: „Rufen Sie nicht oder —!“

Ich reagierte grob, die Tür flog auf, und wir, mein Reisegefährte und ich, lagen ziemlich durcheinander auf dem Bühnauer Bahnsteig.

Mutter, Stationsvorsteher, Kräpelin, Klampenborg, Bahnhoflichter, das wirbelte alles als bunte Funken durch meinen verbumsteten Kopf. Mein hypnotisches Objekt sah ich wie im Traum im Kreise zahlreicher Beamten wild gestikulierend verschwinden. Mutter nahm mich beim Armel. „Junge, Junge, was machst Du für Fahrten! Raßelst Du kommst Du nu wieder nach Hause. Nichts wie Ärger und Herzeleid. Mit dem feinen Herrn hast Du Dich auch wieder gehabt!“

„Mutter, daß die Leute in Zweiter verrückt sind, konnt' ich nicht wissen.“

Wir wollten eben beide traurig ins Städtchen, als der Stationsstramm, mit einem Gesicht so rot wie seine Mütze, auf uns zustürzte.

„Fränze, Fränze! Gratuliere! Die 500 Mark sind Ihnen sicher! Den haben Sie fein festgelegt. Er hatte noch fast alles bei sich!“

„Wer hatte was bei sich?“

„Nu, der Kräpelin die Hunderttausende, die er in Lübeck geraubt! Der Duffel aber auch, auf Ihre Klampenborgkomödie reinzufallen!“

Mir wurde zunächst ganz wüst im Schädel, als es endlich licht ward, schrie ich wie besessen: „Ich bin eben ein Genie, und der Kerl war ein Erzduffel, Sie haben ganz recht! Dafür hat er's nun — oder vielmehr, wir haben's, Mutter, die 500 Mark. Surraß, meine Fahrten leben hoch!“

„Und den Judaslohn hast Du angenommen, Dunkel?“ fragte ich spitz.

„Zweimal sogar! Denn da es fünf Minuten nach 12 Uhr war, als ich ihn oder richtiger er mich aus dem Wagen spedierte, und mit dem neuen Datum der ausgefetzte Preis verdoppelt worden war, waren's sogar 1000 Mark. Meiner alten Mutter haben die sehr wohl getan, mein Jungel Und wenn Dir meine Geschichte nicht gefällt —“

„Dann bist Du imstande, mir das Wohlgefallen daran zu suggerieren!“

„Nicht der Mühe wert, mein Junge, nicht der Mühe wert!“ Dunkel Fränze trat an meinen Viskerschrank, und ich fürchte, er trank auf das Wohl einer gewissen Klasse von Einbrechern.

~ ~ Vexierbild. ~ ~

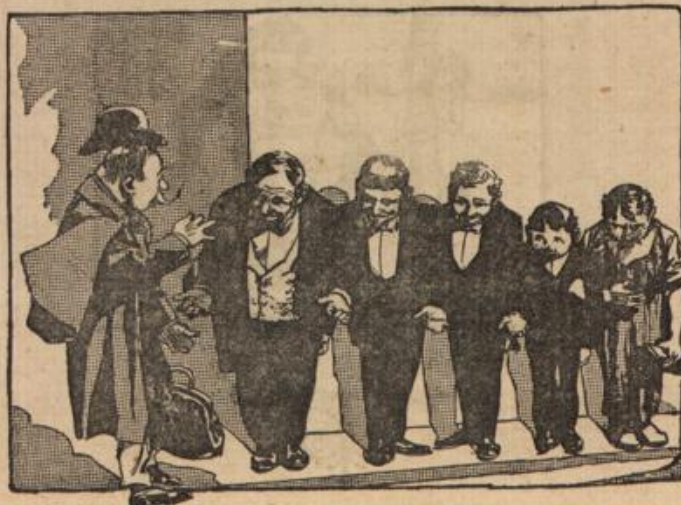


... Und dann nimm Dich nur vor Tsin-peï-ho in Acht! Wo ist er denn?

.. .. Abwarten!



Reisender: „Das ist wenigstens mal ein anständiges Hotel, da steht nicht gleich ein Duzend Kellner da, die die Hand ausstrecken, drum soll es mir auch hier auf ein reichliches Trinkgeld nicht ankommen.“



„Ja, Himmel, wie kommt denn das?“